

Der Einzug des Palästinenser-Führers in Jericho

Stop-over des rastlosen Propheten

Der Jubel überdeckt nicht, daß die Realität der Autonomie Yassir Arafats Mythos schon einholt

Von Josef Joffe

Jericho, 5. Juli - Ein paar Stunden nur hat der 'Vorsitzende' in Jericho, seiner Ersatzhauptstadt, verbracht. Dann war er schon wieder weg - Richtung Paris. Einen wunderschönen, ja ekstatischen Empfang haben ihm die Bürger dieses Staubfleckens in der Jordansenke bereitet, den sie gerne als älteste Stadt der Welt feiern (ganz sicher ist aber nur, daß sie die heißeste ist). Kein Haus im Stadtzentrum ohne Flagge, keine Mauer ohne sein Konterfei. Doch 'Herr Arafat', wie ihn die Einheimischen respektvoll nennen, will weiter - rastlos wie eh und je, am liebsten weder hier noch dort, sondern unterwegs.

Ob er weiß, daß er die Aura verliert, wenn er sich hinter einem Schreibtisch niederläßt? Träume sind nicht werktagstauglich, und Menschenfänger sind keine Verwalter. In der Trivialität einer Welt, die von Akten, Sitzungen und Edikten beherrscht wird, verwelken die Propheten. Der Gott der Rauchsäulen und Feuerzeichen hat dies verstanden, und deshalb durfte Moses das Gelobte Land nur von ferne sehen, dann mußte er sterben. Arafat ahnt es: Er kommt, sieht und fliegt.

'Geduld, Geduld, Geduld'

Vielleicht kehrt er am Wochenende schon wieder zurück, vielleicht läßt er sich in Gaza nieder. Genaues weiß niemand, nicht einmal der 'Vorsitzende'. Berechenbar ist nur seine Sprunghaftigkeit; nur Arafat weiß, was er will, und das erst in allerletzter Minute. Er läßt sich nicht an Kalender und Routine ketten; dann wäre er ja 'normal', kein Prophet. Dann könnte seine Gefolgschaft ihn durchschauen, der Mythos wäre dahin.

Wer will ihm Selbstzweifel verdenken? Einen Sieg hat er nicht errungen. Anders als der Vietcong oder die Algerische Befreiungsfront hat die PLO den Feind nicht bezwungen; die Führung im fernen Tunis konnte bloß auf einen Zug springen, den die 'Kinder der Steine' mit der Intifada in Gang gesetzt hatten. Träume vom ganzen Palästina sind verfliegen in fünf Kriegen, die Israel gewonnen hat. Schlimmer: Es ist der Geheimdienst des 'zionistischen Gebildes', der Arafat schützt, und dessen Regierung, die ihm mit sorgfältig rationierten Konzessionen das Überleben erleichtert. Hanan Ashrawi, die an den Rand gedrängte frühere Sprecherin der lokalen PLO, hat ihm öffentlich bescheinigt, ganz kühl: 'Die Israelis sitzen am längeren Hebel. Sie haben die PLO auf Bewährung entlassen.'

Deshalb hat Arafat auch in Jericho weder Neues noch Konkretes geboten, sondern peinlich vermieden, die Israelis zu provozieren. In Jericho hat er wieder die Standardrede von Gaza gehalten, bloß kürzer. 'Geduld, Geduld, Geduld' - gleich dreimal - hat er seinem Volk eingeschärft; dann werde der Staat mit Jerusalem als Hauptstadt schon kommen. Nur ganz so simpel, wie Ashrawi die Dinge

beschreibt - Israel stark, Palästina schwach -, sind sie nicht. Denn glitschig sind die Hebel, die Bewährungshelfer Yitzhak Rabin in der Hand hält. Jeden Morgen, wenn er ins Amt fährt, darf er diesseits der Polizeiabsperrung eine wilde Siedlung betrachten, nun schon seit 42 Tagen. Ganze Familien aus den Westufer-Siedlungen kampieren dort zwischen Plastikplanen und chemischen Toiletten. 'Rabin glaubt Arafat. Sie auch?' fragt ein Transparent, und Oren Radberg, ein 19-jähriger aus Neß'eva Tsuf, erklärt auch warum: 'Wenn das Frieden sein soll, warum läßt dann das Bildungsministerium unsere Schulbusse panzern?' Er hofft, daß Rabin bald stürzt.

Auf der Wochenend-Demonstration der Rechten - 100 000 verstopften den Zionsplatz - war die Tonlage gereizter. Das freundlichste Plakat lautete noch: 'Rabin und Maradona ziehen sich beide Drogen rein', und ein bärtiger älterer Herr kommentierte: 'Rabin ist ein Meschuggener.' Der Rest der Menge, aufgeheizt von der Prominentengarde der Likud (Parteichef Netanyahu, Ex-Premier Schamir, Jom- Kippur-Kriegsheld Sharon), blökte im Minuten-Takt: 'Rabin - Verräter'. 'Arafat', brüllte Binyamin ('Bibi') Netanyahu, 'will nicht einen separaten Staat, sondern das ganze Land. Und unsere Regierung rutscht auf den Knien vor ihm.'

Sein Parteifreund, der Ex-Justizminister und Wagner-Liebhaber Dan Meridor, der wider die Landessitte stets mit Krawatte auftritt, distanziert sich zwar von der 'Death to Arafat'-Demo: 'Rabin ist kein Verräter, sondern der rechtmäßige Premier. Mordaufrufe sind nicht meine Sache. Und solche Aufmärsche werden immer von den Extremisten gekapert.' Aber: 'Seit dem Washingtoner Handschlag im September ist die Euphorie verfliegen; der Messias kommt nicht. Die Leute sind skeptisch geworden, denn sie ahnen inzwischen, daß der Friedensprozeß auf einen palästinensischen Staat und die Aufteilung von Jerusalem zuläuft.' Fazit: 'Rabin hat zu viel zu schnell konzediert.' Sein Fraktionsschef Mosche Katsav sekundiert knapp: 'Rabin sagt zwar: „Kein PLO-Staat“ und „Jerusalem ungeteilt“, aber das Gegenteil wird er tun.' Deshalb, sagt Meridor, lägen Regierung und Opposition in Meinungsumfragen neuerdings gleichauf.

Einen Verräter, zumindest einen historischen Verlierer, nennen auch die Extremisten in Gaza ihren 'Vorsitzenden'. Dr. Machmud Zaher ist ein Chirurg, der während des Gesprächs kurz eine rituelle Beschneidung einlegt. Nebenher ist er der Sprecher der ultrareligiösen Hamas, die auch eine Terrortruppe unterhält. 'Die Israelis werden Arafat keinen Staat schenken', mokiert er sich, 'bekommen haben wir hier einen Hermaphroditen-Staat: weder besetzt noch unabhängig.' Wie er Arafats Auftritt am vorigen Freitag fand? 'Ich bin nicht hingegangen; wir unterstützen ihn

nicht. Wir werden uns nicht beschmutzen.' Mit heftigem Druck wischt er mit einem Wattebausch einen imaginären Fleck von der Tischplatte. 'Dieses Abkommen (über die Teilautonomie) wird scheitern - sowohl an den Palästinensern als auch an den Israelis.' Und dann? Der Doktor, den die Israelis ein Jahr lang in den Libanon deportiert hatten, flüchtet sich ins Fabulieren: 'Israel wird senil. Wir aber werden die kolonialen Grenzen überwinden und einen islamischen Staat vom Maghreb bis zum Golf schaffen - mit Atombomben . . .' Ein schreiendes Kleinkind holt ihn in die Wirklichkeit zurück.

In welche? Draußen, in der Hauptgeschäftsstraße, läuft einen Tag nach Arafats 'Heimkehr' (nicht jede Biographie nennt Gaza als Geburtsort) wieder 'Gaza-normal' ab. Freundliche Schwarzmarkt-Wechsler bieten vier Prozent mehr israelische Schekel für den DM-Hunderter als die Bank; als der Besucher den Chef von ZIMMO Electronics nach einem Café fragt, lädt der ihn zum Mokka in seinen Laden ein. Nur Kleinlaster voller PLO-Soldaten und Kalaschnikows erinnern gelegentlich an die neue Realität, welche die Hamas als 'Beschmutzung' interpretiert: Die Besatzer sind draußen, und Arafat hält hof im abgeriegelten 'Hotel Palestine' am Strand.

Arena im Niemandsland

Den anderen, nicht minder hartnäckigen Teil der Realität beschreibt die wortspielerische hebräische Redewendung für 'Fahr zu Hölle': Lech le Aza, geh nach Gaza. Im Vergleich zum Flüchtlingslager Jabalya mutet das Ghetto Soweto in Johannesburg geradezu wie ein Villenvorort an. Was die ägyptischen Eroberer 1967 hinterlassen hatten, wurde unter israelischer Besatzung zum Schutthaufen; dann, während der Intifada ab 1987, zur Arena im Niemandsland, wo tagsüber die Waffen der Israelis, nachts die von Hamas, Dschihad und Fatah regierten.

Arafats Rede am vorigen Freitag konnte allenfalls den emotionalen Durst stillen; die Symbolik, nicht der (ärmliche) Inhalt zählte. Daß Ernüchterung, ja Enttäuschung schon einsetzte, während die Menge sich verliebte, hat einen guten Grund. 'Die Palästinenser', erklärt der israelische Strategie-Experte Ze'ev Schiff, 'sind der Sprüche müde geworden.' Sie wollen faida, auf gut deutsch: Tacheles reden. Aber Arafat konnte ihnen nichts anbieten - weder Finanzhilfe noch Konkretes. 'Eier kann man nicht in Scheiße braten', zitiert die Sozialarbeiterin und Feministin Mary Khas ein arabisches Sprichwort. Übersetzt: 'Wir brauchen Fett und Butter, also Geld für Straßen, Kanalisation, Schulen und Wohnungen.' Sie sieht aus wie eine alte Melina Mercouri und trägt anscheinend als einzige Frau in Gaza ein kurzärmeliges Kleid, dessen Saum auch nicht bis zum Boden reicht; an ihrer Bürowand hängen Gandhi und Martin Luther King. Mit der drasti-

schen Metapher will sie erklären, warum die Gazaner seit Mitte Mai, als die letzten Israelis aus Gaza abzogen, so wenig für sich selbst getan haben.

Ob man mit Geld schon einen Staat machen kann? Das Problem sitze tiefer, sagt sie. 'Vergessen Sie nicht, daß wir eine feudale Gesellschaft sind, die nur während der Intifada an den Rändern aufgebrochen wurde. Doch schon kehren die traditionellen Machthaber zurück, die alten Familien, die Arafat par ordre du mufti wieder in Amt und Würden versetzt. 'Deshalb', sagt sie sich ereifernd, 'brauchen wir Demokratie. Die wird 99 Prozent unserer Probleme lösen.' Resignierter klingt schon, wenn sie sagt: 'Doch Revolutionäre lassen sich nicht über Nacht in Demokraten verwandeln.' Steuern jedenfalls zahlt sie noch nicht.

Ein Volk auf der Couch?

Noch tiefer setzt Eyad Sarraj vom 'Gaza Mental Health Program' an, ein in London ausgebildeter Psychiater, der uns auf die Couch setzt, wo sonst seine Patienten liegen. Er spricht von der 'palästinensischen Pathologie' - von der 'romantischen Abhängigkeitsbeziehung, die wir mit einem Mann, mit

Arafat, eingegangen sind. So haben wir 30 Jahre verspielt, mit Träumen und mit Slogans, anstatt zu realisieren, daß wir Seite an Seite mit Israel leben müssen. Arafat in Gaza - das ist ein Symbol der Niederlage.'

Schlimmer: 'Wir haben rationalisiert und verdrängt. Freie Debatte war tabu; wer über Koexistenz oder die Rechte von Frauen reden wollte, wurde als Verräter gebrandmarkt.' Warum die Palästinenser nach dem Abzug der Israelis nicht ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen? 'Wir haben keine Tradition der freiwilligen Zusammenarbeit; wo die Familie aufhört, endet auch die Verpflichtung für andere. Kulturell sind wir 100 Jahre hinter dem Westen hinterher.'

Will er die ganze Gesellschaft auf die Couch legen, um sie von Verdrängung und Verweigerung zu kurieren? 'Nein, aber wir können eine Situation schaffen, in der die Leute frei diskutieren können, ohne Angst vor Arafat, seiner Polizei oder den Hamas-Mördern. Dann hören wir vielleicht auf, den Besatzern all unsere Probleme anzulasten.' Warum die Psychotherapie noch nicht begonnen hat? 'Wir brauchen Zeit zum Trauern - über unsere verlorenen Träume, über Jahrzehnte, die wir vergeudet haben. Wir beginnen erst damit, aus dem Teufelskreis der

selbstaufgelegten Opferrolle auszubrechen.'

Von einem anderen Teufelskreis spricht in Jerusalem Ministerpräsident Rabin - von der 'Spirale des Bösen, in der die Hamas-Mörder und (unsere) Rechtsradikalen sich gegenseitig aufschaukeln und legitimieren.' Aber: 'Sie werden es nicht schaffen. Der Friedensprozess wird weitergehen.' Verklausuliert deutet er auf den 'Engelskreis', den er mit Arafat in Gang gesetzt hat: 'Wir haben ein Interesse daran, die Position jener palästinensischen Elemente zu stärken, die nach Übereinkunft streben.'

'Bruder Arafat' will Rabin damit sagen. Ist der rastlose, unberechenbare 'Vorsitzende' ein verlässlicher Bruder? Der Schriftsteller Yoram Kaniuk (Adam Hundesohn), ein skeptischer, pessimistischer Friedenskämpfer, hat ihn im 'Hotel Palestine' besucht. 'Ich rede von Versöhnung, nicht bloß von Verträgen', habe Arafat ihm gesagt. Hat er ihm geglaubt, nach Jahren des Terrors und der Theatralik? 'Ja. Plötzlich sah ich in ihm den heimgekehrten verlorenen Sohn. Ich sah einen Mann, der mein bitterer Feind gewesen ist, aber jetzt schwöre ich: Er will die Versöhnung.'

HEIMKEHR als Versöhner: Der PLO-Chef Yassir Arafat weiß um die heikle Situation in Jericho.

Photo: AP